

s. die Besprechung in dieser ZHG). Oliver Römer verweist auf die „heftigen Richtungskämpfe [...] um die Institutionalisierung des Faches“ (S. 229), in denen sich Schelsky als „Daringebliedener“ gegenüber den Remigrierten keinerlei Zurückhaltung auferlegte – eher im Gegenteil. Obwohl gewerkschaftsnah und der SPD verbunden, lehnte er die noch linkere Kritische Theorie der Frankfurter Schule vehement ab. Mit dem dabei angeschlagenen Ton stand er für einen aus heutiger Sicht wenig empathischen Umgang der deutschen Gesellschaft (hier der Wissenschaft) mit Rückkehrern aus dem Exil.

Wenn es ein Fazit gibt, das unter die durchweg gut lesbaren Beiträge dieses Bandes passen würde, dann ist es die treffende Formulierung im Titel: Wer sich über „Exil und Remigration“ in den Wissenschaften informieren will, wird zukünftig an *Kirsten Heinsohns* und *Rainer Nicolaysens* „belastete[n] Beziehungen“ nicht vorbeikommen.

Ulf Morgenstern

*Ludwig Gerhardt, Carl Meinhof. Das Leben des ersten Ordinarius für Afrikanistik. Göttingen (Wallstein) 2022. 288 S., Abb. (= Wissenschaftler in Hamburg, Bd. 5), 24,90 EUR.*

Hamburg gilt als Geburtsstätte der akademischen Afrikanistik: jener Wissenschaft, die sich mit der Erforschung afrikanischer Sprachen beschäftigt und aufs engste mit der christlichen Mission und kolonialen Ansprüchen in Afrika verwoben ist. Ein Jahr nach Gründung des Hamburgischen Kolonialinstituts entstand hier 1909 der weltweit erste Lehrstuhl für dieses Fach. Bisherige Arbeiten zur Geschichte der Afrikanistik lassen sich in zwei Kategorien einteilen: Zum einen setzten sich Hamburger Afrikanistinnen und Afrikanisten seit den 1980er-Jahren zunehmend kritisch mit der Geschichte ihres Fachs auseinander. In jüngerer Zeit rückte das Fach zusätzlich in den Fokus von Historikerinnen und Historikern, die nach dem Zusammenhang von Wissensproduktion und Kolonialismus fragen (vgl. *Sara Pugach, Africa in Translation*, Ann Arbor, MI, 2012). Eine Biografie des Begründers der Afrikanistik Carl Meinhof (1857–1944) liegt nun erstmals in der Reihe „Wissenschaftler in Hamburg“ vor, in der die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung von ihr geförderte Wissenschaftler würdigt (s. hierzu auch die Besprechung von Bd. 4: *Alexander Odefsey* über den Mathematiker Emil Artin in dieser ZHG). Verfasser ist der emeritierte Hamburger Afrikanist *Ludwig Gerhardt* (\*1938), der sich bereits in den 1980er-Jahren gegen große Widerstände der kritischen Aufarbeitung des eigenen Fachs widmete.

Die ersten drei Kapitel zeichnen Meinhofs Jugend in Barzwitz (Barzowice), Schulzeit und Studium in Halle, Erlangen und Greifswald sowie nach einer Tätigkeit als Lehrer in Stettin die Rückkehr in seine westpommersche Heimat nach, wo er das Pfarramt in Zizow (Cisowo) übernahm. Prägend waren für den Pastorensohn der Pietismus und dessen enge Verbindung zur Mission. Das theologische und germanistische Studium weckte Meinhofs Interesse an sprachvergleichenden Studien. Kontakte zu Missionaren und zum Kameruner Njo Dibonge brachten ihn schließlich zum Studium afrikanischer Sprachen, das Gerhardt in die vergleichende Indogermanistik sowie den deutschen Kolonialismus einordnet. Nach Übernahme des Pfarramts in Zizow 1886 wurde Meinhofs Dorfpfarrei zunehmend zum „Zentrum zumindest deutscher, wenn nicht europäischer afrikanischer Sprachwissenschaft“. Missionsgesellschaften versorgten ihn mit sprachlichem Material, und Missionare reisten zum sprachlichen

Studium „in die westpommersche Einöde“, wo auch Meinhofs „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen“ (Leipzig 1899) entstand, der ihm internationale Anerkennung einbrachte.

Das vierte Kapitel stellt Meinhofs Tätigkeit als Lehrer am Berliner Seminar für Orientalische Sprachen in den Mittelpunkt, an dem er 1903 angestellt wurde. Die kurz nach Begründung des Kolonialreichs 1887 gegründete Institution diente der praktischen Sprachausbildung von Beamten und anderen in den deutschen Kolonien tätigen Personen. Die afrikanische Sprachlehre erfuhr zwar keine allzu große Nachfrage, doch bot das Seminar Meinhof die Möglichkeit, hauptberuflich Afrikanistik zu betreiben. Gerhardt wirft ein Licht auf die Stellung afrikanischer Lektoren am Seminar sowie die Konflikte zwischen Meinhof und Seminardirektor Eduard Sachau. Diese ließen Meinhof 1909 wohl auch das Berufungsangebot des Hamburgischen Kolonialinstituts annehmen. Das Kolonialinstitut und die 1919 gegründete Universität boten Meinhof „für den Rest seines langen Lebens ideale Voraussetzungen für seine wissenschaftlichen Arbeiten“, wie der Verfasser im fünften Kapitel aufzeigt. Hier baute Meinhof – unterstützt durch seinen langjährigen Förderer Werner von Melle und dessen Stiftung – das Seminar für Kolonialsprachen auf, die „Zeitschrift für Kolonialsprachen“ (heute als „Afrika und Übersee“ die älteste afrikanistische Zeitschrift) und das Phonetische Laboratorium. Nach einer „Sinnkrise“ in der Weimarer Republik mit dem Ende deutscher Kolonialherrschaft gelangte das Seminar im Nationalsozialismus zu neuer Blüte. Für die Afrikanistik brach eine „neue Zeit“ an, wie Meinhof 1940 in seiner Zeitschrift feststellte. Er stellte seine Disziplin in den Dienst des Nationalsozialismus, dessen imperiale Ansprüche er mit deutschen Verdiensten um die Erforschung afrikanischer Sprachen legitimierte.

Was blieb von Meinhof nach seinem Tod im Februar 1944? Er habe die Afrikanistik „ins Leben gerufen“ und diese „auf ein solides methodisches Fundament gestellt“, so Gerhardt. Indem er die Bantusprachen „als ebenbürtig in die Sprachen der Welt“ integrierte, habe er einen „emanzipatorische[n] Akt“ geleistet, während seine Werke zu den „Hamitensprachen“ die Disziplin „in bedenkliche Nähe zu rassistischen und kolonialistischen Positionen“ rückten. Der Verfasser wiederholt hier die in Darstellungen des Faches tradierte Unterscheidung von Meinhofs Werk in eine innovative, methodisch fundierte und bis heute in ihren Grundzügen gültige Bantuistik und eine rassistische Hamistik.

Gerhardts Darstellung führt Meinhofs Leben zum ersten Mal in einer Monografie zusammen. Dabei fügt er der bisherigen Forschung zur frühen Afrikanistik zahlreiche Details, jedoch keine überraschenden Erkenntnisse hinzu. Im Gegenteil vermissen die Leser an vielen Stellen eine Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur. So wurden zentrale neuere Werke nicht rezipiert. Meinhofs Rolle in der Kolonialpolitik des Kaiserreichs (insbesondere in der kolonialen Sprachpolitik) und im Kolonialrevisionismus der Zwischenkriegszeit wird nur am Rande gestreift. Dass dessen kolonialpolitische Veröffentlichungen „zeitweise mehr Titel ausmachten als linguistische Arbeiten“, erfährt man im Fazit (S. 236) und fragt sich, warum diese in der Darstellung keine Rolle spielen. Auch wäre eine Auseinandersetzung mit der Frage wünschenswert, welchen Einfluss Meinhofs Afrikanistik auf die koloniale Herrschaftspraxis hatte, indem sie Wissen zur Beherrschung der kolonisierten Gesellschaften bereitstellte sowie Kolonialbeamte, Kaufleute und Missionare ausbildete. Dies deutet auf

Ungleichgewichte in der Darstellung hin. So finden sich längere Exkurse zu Aspekten, die Meinhofs Leben nur tangierten: zur Geschichte der Franckeschen Stiftungen in Halle etwa oder zu den Gründungsverhandlungen des Kolonialinstituts.

Unbefriedigt hinterlassen die Leser Gerhardts Darstellung der Afrikanistik im Nationalsozialismus. So mag man die emsige Beantwortung skurriler Anfragen aus der Bevölkerung als „satirische Momente“ charakterisieren. Ergänzend zur Wiedergabe jener erheiternden Quellenfunde wünschte man sich jedoch eine Analyse der kolonialpolitischen Rolle der Hamburger Afrikanistik. So erfährt man bei Gerhardt nicht, dass Meinhof und seine Hamburger Mitarbeiter Teil der kolonialen Großforschung im Nationalsozialismus waren: In der Fachgruppe „Koloniale Sprachforschung“ des Reichsforschungsrats wurden nationalsozialistische Kolonialplanungen etwa durch Wörterbuchprojekte wissenschaftlich begleitet. Auch sucht man Hinweise auf Meinhofs Rolle bei der Vermittlung zwischen Missionen und NS-Regime, bei der Errichtung des zweiten Kolonialinstituts 1938/39 an der Hansischen Universität oder als Leiter der „afrikanischen Gruppe“ des Ausschusses für Auslands- und Kolonialkunde vergebens. Dass Meinhof eine „führende Stellung bei den ‚Deutschen Christen‘“ innehatte, erfahren Leserinnen erst aus einer Zeitleiste im Anhang.

Gerhardt schreibt seine Biografie als „Nicht-Historiker“, worauf er im Nachwort hinweist. Dies spiegelt sich auch in seinem Umgang mit historischen Quellen wider, die er im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und im Hamburger Staatsarchiv einsah. So werden Archivfunde wie Briefe in der Regel in voller Länge wiedergegeben. Die quellenkritische Betrachtung jener Dokumente sowie veröffentlichter Quellen, deren Entstehungskontext und Quellenwert oft weiterer Erläuterungen bedarf, kommt hingegen zu kurz. Dadurch folgt der Verfasser oft den (auto-)biografischen Darstellungen und Deutungen Meinhofs, seiner Tochter Hannah und seines akademischen Schülers Ernst Dammann. Insgesamt bietet die reich bebilderte, sorgsam hergestellte und schön zu lesende Biografie einen guten Einblick in das Leben des „ersten Ordinarius für Afrikanistik“, lässt jedoch einige Fragen offen.

Florian Balbiani

*Stefan Wulf, Der Psychiater Albrecht Langelüddeke (1889–1977). Eine biografische Annäherung. Mit einem Grußwort von Andreas Jürgens und einem Vorwort von Heinz-Peter Schmiedebach.* Gießen (Psychosozial-Verlag) 2021. 83, 29 S., Abb. (= Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Kleine Schriften, Bd. 2), 16,90 EUR.

Der Nationalsozialismus war kein Selbstläufer, das Regime funktionierte nur aufgrund der weit verbreiteten Bereitschaft, wahlweise Befehle blind zu befolgen oder die eigenen Nachbarn/Kollegen bei der Ausübung ihrer Tätigkeiten zu kontrollieren. Im Bereich des Gesundheitswesens spielten neben Ärzten die lokalen Wohlfahrtsbehörden eine Schlüsselrolle, da sie die Rahmenbedingungen für die Aufrechterhaltung bzw. Durchsetzung des rassenhygienischen Narrativs offerierten. Insofern stellt das vorliegende Buch einen wichtigen Baustein in der Aufarbeitung der Geschehnisse dar, weil der Landeswohlfahrtsverband Hessen den in seinem Archiv aufbewahrten Nachlass des Psychiaters Albrecht Langelüddeke der Forschung zugänglich machte, obwohl dadurch die eigene Rolle ebenfalls ins Visier der Historiker rückte (S. 8).

Langelüddeke galt seinen Kollegen (und heutigen Historikern) als Proponent einer Psychiatrie, die über die bloße naturwissenschaftlich fundierte Beobachtung und